„Unser dicker Ferdinand."

Eine Geschichte aus dem ersten Kriegswinter von

Minna von Heide.

Petersen ging zu all seinen Lehrkräften. Zu jeder einzeln. Mit fast allen stand er bestens kameradschaftlich und bei den paar Ausnahmen ließ er sich das Gegentheil auch nicht merken.

Ferdinand Petersen war Rektor an einer Mädchenvolksschule. Und trotz peinlichster Gewissenhaftigkeit ein äußerst gemüthlicher Mensch.

Er neigte ein wenig zur Behäbigkeit und wurde heimlich „unser dicker Ferdinand" genannt. Wobei aber kein Mensch an Laschheit oder gar an Trägheit dachte. Im Gegentheil, wenn auch wohl noch Niemand Ferdinand anders als im Spazierschritt gesehen hatte, war doch erst recht keiner da, der ihn auch nur der allergeringsten Unpünktlichkeit hätte bezichtigen können.

Das ist schon einigermaßen ein Bild von Ferdinand Petersen. Und doch, wie wenig kennt man selbst die Menschen, mit denen man Tag für Tag denselben Göpel tritt. Sammt und sonders war man verwundert, wie so viel Ruhe und so viel Begeisterung unter den gleichen Hut zu bringen gewesen war. Als nämlich der Krieg ausbrach, stand Ferdinand Petersen mit einer Bestimmtheit in den vordersten Reihen der Freiwilligen, daß jede Einwendung seiner Vorgesetzten glatt abprallte. Ferdinand sagte einfach — und sagte es mit einer Unerschütterlichkeit, in der sich das Deutschthum selbst verkörperte —: „Neben meinem Vaterlande gibt es für mich nichts. Auch dann noch nicht und dann noch nicht."

„Aber Sie sind aus dem Jahrgang, Petersen, und kommen vorläufig gar nicht in Betracht. Einstweilen haben wir Gott sei Dank Soldaten genug, leider jedoch nicht Rektoren Ihres Schlages!"

Das Schmeichelhafte hörte Ferdinand gar nicht heraus. „Was heißt aus dem Jahrgang, Herr Geheimrath? Ich bin ein guter Fünfziger! Und ich wünschte, Sie könnten mich einmal zielen und schießen sehen! Aber ganz davon abgesehen — ich würde hier in Athemnoth gerathen, mit meinen zweihundert Pfund!"

Der Geheimrath freute sich doch. Da war etwas in den Augen dieses Rektors, das einem alten Manne das Herz warm machte bei dem Gedanken an den anschwellenden Sturm. „Und wenn man Sie einfach nicht beurlauben würde?" fragte er lächelnd.

„Dann würde ich um meine Entlassung bitten." —

So kam es, daß das Haupt der dritten Mädchenvolksschule zu K. sehr bald von Thür zu Thür gehen konnte in seiner Schule.

Zuletzt klopfte Petersen bei Fräulein Spreckelsen an. Und er hatte eine Zeit gewählt, wo er sie sicher allein wußte. Er wollte ihr noch ein gutes Wort geben zum Abschied. Emma Spreckelsen war nach und nach so ziemlich die letzte und einzige, mit der der Rektor fast nie in die gleiche Meinung kommen konnte. Sie war die älteste der lehrenden Damen an seiner Schule. Schon ziemlich stark angegraut und verschrieen für bissig.

Als ihr Chef bei ihr eintrat, schon von Kopf bis zu Fuß in Feldgrau, packte sie eben einen Haufen Hefte zusammen.

Er streckte ihr gleich die Hand entgegen. „Also nun heißt es Abschied nehmen, Fräulein Spreckelsen. Und nochmals Dank sagen."

Das ältliche Fräulein sah den Vorgesetzten auf eine Art an, daß Ferdinand sich den Blick nicht recht deuten konnte. Die Worte, die sie dazu sagte, klangen freilich der That nicht anders als bissig. „Das wäre wohl nicht nöthig, Herr Rektor, den letzten Augenblick noch mit Hohn zu füllen. Ich weißt ja, welcher Art Ihr Dank für mich ist!"

„Aufrichtig," sagte Petersen mit voller Ruhe und großer Trockenheit.

Aber da drehte das Fräulein ihm mit einer Heftigkeit den Rücken, daß auch er sich ärgerlich umwandte. „Hätte ich doch nicht gedacht," sagte er im Gang kopfschüttelnd vor sich hin, „eine im Grunde durch und durch tüchtige Person und so ein verrücktes Frauenzimmer!"

Und damit war die Sache abgethan. —

Inzwischen hatte der Weltbrand weiter gelodert, und der ehemalige Rektor und jetzt Kompagnieführer trug beide Eiserne auf seiner breiten Brust. Aber trotz seiner glühenden Vaterlandsliebe hatten diese hohen Auszeichnungen ihm nicht so viel Freude gemacht, als eine schlecht gestrickte und im höchsten Grade unförmliche Leibbinde. Denn was seine Pflicht anging, die that er stets und überall eben ihrer Erfüllung wegen und nicht um die Auszeichnungen zu ergattern. Aber mit der Leibbinde war das eine ganz andere Geschichte. Die dankte er einem gar zu köstlichen Zufall.

Also die Leibbinde war von Fräulein Spreckelsen. Und er, Ferdinand Petersen, war sicher der Letzte, dem sie sie zugedacht hatte. Sie hatte sie ganz einfach, wahrscheinlich mit anderen Gaben, an das Rothe Kreuz gehen lassen, und das Ungeheuer von Wollgebinde fand unter den Tausenden, an die der Transport ging, gerade den Einen und Unrechten heraus. Denn daß etwa „Spinkel", der überall zu sein pflegte, wo man ihn nicht wünschte, die Hand im Spiele gehabt haben konnte, war wohl so gut wie ausgeschlossen. Wie sollte das ohne einen besonderen Vermerk möglich gewesen sein?

Einerlei, wie das nun auch sein mochte, an der Thatsache gab es kein Drehen und Deuteln, denn die Handschrift verrieth die Spenderin. Der beigefügte Brief lautete:

„Lieber deutscher Soldat!

Hier hast Du eine Leibbinde. Drücke nur ein Auge zu. Der Wille war so gut wie die Maschen unregelmäßig. Und warm halten wird sie Dich doch, denn die Wolle ist gut. Ich hätte doch ohne jede eigene Mühe eine fertige kaufen können, aber es hat mir eben so viel Freude gemacht, mich auch einmal ein bischen ranzukriegen. Das kannst Du mir nämlich glauben, ich habe mich ehrlich daran geplagt. Ich habe meiner Lebtage eine wahre Angst vor Stricknadeln gehabt, aber jetzt wollte ich nicht zurückstehen. Was Dich nun bei der Sache angeht, kann ich Dir die Versicherung geben, daß Du immerhin noch Glück gehabt hast. Erst habe ich nämlich verwegenerweise einen Kopfschützer gestrickt und mit dem wärest Du schlimmer daran gewesen, darauf kannst Du Dich verlassen.

Uebrigens habe ich eine Rechtfertigung: Es sitzen ein paar ehrliche Wünsche in dem wenig ansprechenden Geschenk. Bitten an unseren Herrgott, wie die Kinder bitten und die noch was helfen. Wenn man keinen Menschen sonst hat auf der Welt, zu dem man gehört, ganz allein steht, kann man wohl eine wunderlich verschrobene alte Jungfer sein, aber sich trotzdem oder vielleicht erst recht darum sein Herz warm halten in der Brust. Ihr alle da draußen erbarmt mich, daß das klare Wasser mir beim Stricken immer über die Backen in die Wolle gelaufen ist. So etwas rührt unseren Herrgott. Ich kenne ihn. Man muß es nur ehrlich meinen.

So nimm denn nun meine bescheidene, unscheinbare Gabe als ein Stück von einem lebendigen Herzen und sei gefeit, wenn Du sie trägst!

Eine alte deutsche Lehrerin."

Ferdinand Petersen meinte erst zu lachen, daß ihm die Thränen über die Backen liefen. Aber er fing immer wieder von vorne an mit dem Brief und zuletzt wußte er nicht, was für ein wunderliches Naß es war, das er ein übers andere Mal mit dem Handrücken abwischte.

Jedenfalls, als er nächsten Tags allein in seinem Unterstand war, stand er mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt und schrieb auf lauter Notizblätter:

„Liebe Emma,

Warum soll ich Sie sagen, wenn Du du sagst! Das würde keinen Sinn für mich haben.

Was nun die Leibbinde betrifft, wirst Du schwerlich leugnen können, daß sie für mich bestimmt war. Ihr Umfang hat Dich verrathen! Mir jedenfalls genügt dieser Indizienbeweis, daß Dir wenigstens so außen rum ein Mensch von meiner Sorte vorgeschwebt hat.

Außerdem, wenn ich mir jetzt bei Tageslicht alles besehe, muß ich wohl sagen, daß dieser Brief von einer deutschen Lehrerin an einen deutschen Soldaten ein sprechend ähnliches Bild von Dir ist. Genau so bist Du! Ein todtguter Kerl. Der sich im persönlichen Verkehr allerdings nicht selten eifrig bemüht, Stacheln nach außen zu kehren.

Oder wollen wir ehrlich sein, Emma? Wollen wir es rein heraus eingestehen, daß die ganze Krakehlerei mit uns beiden nichts war als ein bischen Schamhaftigkeit unserer grauen Haare! Man kann es ja nicht anders sagen, sie war berechtigt. Schließlich wirst Du fünf- oder sechsundvierzig sein, und ich dreiundfünfzig. Wie sollten wir dem Vaterland jetzt noch junge Soldaten zuführen. Und haben es sonst beide gleich genommen mit unseren Pflichten. Also Ursache die Masse, uns vor einander zu schämen. Das ist es gewesen und sonst nichts! Darum waren wir kratzbürstig. Es war Vertuscherei!

Mir hatte der Kanonendonner schon halbwegs die Augen aufgemacht, warum ich zu Dir zuletzt ging damals bei dem Abschied. Und warum ich eine Zeit abpaßte, wo eine Störung nicht so leicht zu befürchten gewesen wäre. Wenn ich fünf Minuten später auch, statt mir den Mund nach Deinem Abschiedskuß zu lecken, etwas in den Bart brummte, das wenig schmeichelhaft für Dich zu hören gewesen wäre. Aber so geht es, Emma, es ist wie mit den Kindern. Sie wissen nicht, daß sie am Wasser spielen. Erst wenn eins hineinfällt und prustet.

Hier meine Hand, Emma, ich glaube an die Wunderkraft der Bitten, die in dem Wollgewinde sitzen. Unter all den Brüsseler Spitzen hier wüßte ich kein schöneres Gemasch. — — —

In acht Tagen habe ich Heimathsurlaub. So lange hast Du Zeit. Wenn bis dahin nicht Du selbst mich davon abhältst, hält eine ganze Welt mich nicht davon ab, den vorbildlichsten Frieden zu schließen und mich mit Dir kriegstrauen zu lassen!

Dein „übergelaufener" Rektor
Ferdinand Petersen."

In der Reisezeit

Im Bahnrestaurant welch Hasten —
Der Zug wird gleich fällig sein;
Die Lokomotive lugt qualmend
Voll Neugier zum Fenster herein.

Das muß ihr doch langweilig werden
Hier ist's wie in jeglicher Stadt!
O nein, sie möcht' 'mal entdecken
Einen Kellner, der Kleingeld hat.

Eingegangen.

Omar, der Wasserhändler, hatte sein einziges Kamel an seinen Nachbarn, den reichen Hedschra verkauft. Viel hatte er nicht erhalten; aber der Erlös genügte doch, um statt des kostspieligeren Kamels ein kleines Maulthier anzuschaffen und noch tausend Piaster für die Zeit der Noth zurückzulegen.

Da Omar aber nie vorher eine so große Summe in seiner dürftigen Hütte verwahrt hatte, dünkte ihm dieser Ort nicht sicher genug und er beschloß nach langem Ueberlegen, seinen Schatz zu vergraben.

Eines Nachts schlich er sich denn auch mit einer Hacke bewaffnet in den kleinen verwilderten Garten und führte sein Vorhaben aus.

Doch das Unglück schläft nicht und diesmal wachte es in Gestalt des reichen Hedschra. Der stand nämlich noch auf dem Söller seines Hauses, um nach einem Gelage die erfrischende Nachtluft zu genießen und nebenbei auch nachzudenken, wen er beim nächsten Kamelhandel über's Ohr hauen könnte.

Da erblickten seine scharfen Luchsaugen den armen Nachbar und er bemerkte zu seiner Verwunderung, wie Omar dicht neben der halbverschütteten Zisterne, am Fuße eines alten Feigenbaumes eine irdene Kalebasse vergrub.

Sobald Omar den Garten wieder verlassen hatte und die Oelleuchte in seiner ärmlichen Behausung erloschen war, schlich sich auch Hedschra, von Neugier geplagt, in den Garten des Nachbars. Nach kurzer Arbeit hatte er die verschlossene Kalebasse zutage gefördert, und kaum konnte er einen Jubellaut unterdrücken, als er entdeckte, daß das irdene Gefäß mit klingenden Münzen gefüllt war.

Mit hämischem Lächeln entleerte er die Geldstücke in seine weiten Taschen und grub die Kalebasse dann sorgfältig wieder ein; denn er machte sich kein Gewissen daraus, sich auf armer Leute Kosten ohne Mühe zu bereichern.

Als Omar nach einiger Zeit wieder einmal zu nächtlicher Stunde den alten Feigenbaum aufsuchte, um sich am Anblick seines blanken Schatzes zu erlaben, fand er zwar das irdene Gefäß; aber seine tausend Piaster waren und blieben verschwunden.

Voll Verzweiflung warf er sich zur Erde, verfluchte sein Unglück und raufte die kümmerlichen Ueberreste seines Haares. Als sich jedoch die erste Bestürzung gelegt hatte, setzte er sich auf den Rand der Zisterne, um über das Geschehene nachzugrübeln.

Nur einer konnte ihn beim Vergraben des Geldes beobachtet haben und das war der reiche Nachbar Hedschra. Omar kannte den geriebenen Kamelaufkäufer zu genau, um auch nur einen Augenblick an dessen Thäterschaft zu zweifeln.

Wie aber sollte er, der geringe Wasserträger, sein Recht gegen den reichen Nachbar verfechten, der seine Unschuld gewiß mit fünfzig falschen Zeugen und doppelt so vielen falschen Eiden zu beweisen versuchen würde.

Seine Sache schien recht aussichtslos zu liegen: aber wie er sich noch den Kopf zerbrach, kam ihm plötzlich eine Idee, und etwas getrösteter erhob er sich vom Brunnenrand, um seine Wohnung aufzusuchen.

Am folgenden Morgen begab er sich zu dem reichen Nachbar.

Als Hedschra den Wasserträger in die Thür treten sah, vermeinte er nichts anderes, als Omar habe Verdacht gegen ihn gefaßt und wollte ihn nun mit dem Kadi bedrohen. Schnell dachte er sich eine geschickte Vertheidigungsrede aus; aber Omar trat ihm mit allen Zeichen freundlicher Unterwürfigkeit entgegen.

„Allah segne Dich und mich!" hub er unterwürfig an. „Du wirst Deinem geringen Knecht gewiß verzeihen, wenn er die Schwelle Deines Hauses betritt, um sich einen Rath zu holen."

„Erzähle!" forderte ihn Hedschra angenehm überrascht in gnädigem Tone auf.

„Wie Du weißt", begann Omar, „verkaufte ich Dir vor einiger Zeit mein Kamel für zwölfhundert Piaster. Für zweihundert Piaster kaufte ich mir ein Maulthier, die andern tausend aber habe ich an einer sichern Stelle vergraben, die nur ich allein kenne. Nun besitze ich aber noch tausend Piaster, das Erbtheil meines Vaters, den Allah hundertfältig segnen möge. Gib mir nun einen Rath, was ich thun soll! Glaubst Du, daß man sein Geld besser im Hause verwahrt oder besser vergräbt?"

Hedschra legte seine Stirn in nachdenkliche Falten und meinte nach längerem Sinnen: „Omar, Du bist oft des Tages mit den Wasserschläuchen von Deinem Hause abwesend. Ich würde deshalb an Deiner Stelle lieber das Geld vergraben, als es in der unbewachten Wohnung zu lassen."

„Ich wußte, daß Du mir einen guten Rath geben würdest", bedankte sich Omar und preßte seine Lippen demüthig gegen den Saum von Hedschras Mantel. „Heute Nacht noch, wenn ich von meiner Beschäftigung zurückkehre, werde ich die Summe mit bei den andern tausend Piastern vergraben. Allahs Segen über Dich für die Freundschaft, die Du Deinem geringen Diener erwiesen hast!"

Ueberaus gnädig entließ Hedschra den Wasserträger; als jener aber sein Haus verlassen hatte, wälzte er sich schier vor Heiterkeit über die Ahnungslosigkeit seines Opfers. Jetzt aber galt es für ihn zu handeln; denn wenn Omar den Verlust des Geldes vor der Zeit bemerkte, hätte er sich natürlich gehütet, auch die andern tausend Piaster zu vergraben.

Sobald daher Omar mit dem Maulthier seine Behausung verlassen hatte, holte Hedschra die gestohlenen tausend Piaster aus seiner Truhe, begab sich, von niemand gesehen, in den Nachbargarten und füllte das Geld wieder in die Kalebasse.

Befriedigt über seine pfiffige Idee, eilte er dann wieder in sein Haus.

Gegen Abend kam der Wasserträger zurück und Stunde auf Stunde lag Hedschra auf dem Söller auf der Lauer. Endlich — die Mitternacht war schon vergangen — sah er Omar zu dem Feigenbaum schleichen. Da jener ihm jetzt aber zufällig den Rücken zuwandte, konnte er sein Thun nicht beobachten.

Eine gute Viertelstunde verstrich — dann verließ der Wasserträger den Garten wieder.

Längere Zeit verging noch, ehe das Licht in Omars Hütte erlosch, als Zeichen, daß der Bewohner sein hartes Lager aufgesucht hatte.

Nun war Hedschras Stunde gekommen und lautlos machte er sich auf den Weg, um sich die zweitausend Piaster zu holen.

Mit zitternden Händen, voll fieberhafter Erwartung grub er, bis die schwere Kalebasse zum Vorschein kam.

Wie er aber voll Begier den Deckel öffnete, gleißte ihm im Mondlicht kein Silber entgegen, sondern er fand nur — Kieselsteine, nichtswürdige, werthlose Kieselsteine. Mit einem Fluch schleuderte der Enttäuschte das Tongefäß zur Erde, so daß es klirrend zersprang und die Steine weit umherkollerten.

Da scholl plötzlich ein lautes, höhnisches Lachen von Omars Hütte her und bestürzt, beschämt entfloh Hedschra aus dem Garten.

Seit jener Nacht aber hatte er einen unüberwindlichen Widerwillen gegen alle Wasserträger.

Der erlöste Geist.

Eine Gespenstergeschichte aus jüngster Zeit.

Just bei der letzten Flasche sank
Vom Stuhl der Schloßherr Veit von Blank,
Der seine ganze Lebenszeit
Als Ausbund galt von Knickrigkeit.

D'rum jede Nacht zur Geisterstund'
Macht er im Schlosse seine Rund';
Die rechte Knochenhand, o Pein,
Schließt noch die letzte Flasche ein.

Und kreuzte jemand seine Bahn,
So sah er flehentlich ihn an
Und hielt ihm, obschon nichts mehr d'rin,
Mit stummer Klag' die Flasche hin.

Doch jeder drückt' sich scheu und bleich
Aus des Gespenstes Spukbereich,
Und bald lag öde und gemieden
Der Sitz des Schloßherrn, des perfiden.

Und doch sollt' all die Schätze haben,
Die einst der Geizhals dort vergraben,
Wer ihn erlöst' von seiner Plage —
So ging im Umkreis längst die Sage.

Einst kam ein Musikant daher,
Der hörte von der Geistermär';
Und nach dem Schloß um Mitternacht
Hat er vergnügt sich aufgemacht.

Die Glocke schlug, der Geist erschien,
Hielt jammernd ihm die Flasche hin,
Und der drückt' in die and're Hand
Ein Zehnerl ihm: das Flaschenpfand.

In Scherben da die Flasche sprang,
Der Geist sich durch das Fenster schwang,
Und schwerbeladen zog vom Platz
Der Musikant mit seinem Schatz.

Mißverständnis.

Heuer ist bekanntlich ein besonders gesegnetes Haselnußjahr. Alle Büsche hängen voll, und die Dorfkinder mit ihren beneidenswerth guten scharfen Zähnen haben 'was zum Beißen d'ran. Die Frauen aber stecken die Köpfe zusammen. Der Zuwachs an kleinen Weltbürgern, der dieses Jahr zu erwarten steht, wird nicht so viel Dirndln bringen wie sonst; denn ein alter Spruch heißt: „Haselnußjahr — Bubenjahr."

Die Nandl, die bildsaubere Oberdirn beim Kitzenmoserbauern, hat es dick hinter den Ohren. Sie führt die jungen Leute von der ganzen Gemeinde an der Nase herum, und es kann ihr trotzdem keines bös sein.

Aber so, wie sie es heuer treibt, das ist schon ganz aus der Weis'.

„Alles, was recht is!" sagt die Bäuerin in der Küch' zu ihr. „A' jed's is amal jung g'wesen und i' mag koa Kopfhängerische net. Aber gestern stehst D' beim Anderl — vorgestern haben s' Di' mit 'm Stoabacher-Sepp g'sehg'n und am Sonntag warst D' mit 'm Büchsen-Schorschl auf 'm Tanzboden . . . alle Buab'n verdrah'! ma' halt do' net an Kopf!"

„Ja, Bäuerin", sagt die Nandl mit dem unschuldigsten Gesicht der Welt, „wia is denn na' bös: Habt's denn Oes net neuli selber zur Stripsenurschi g'sagt, daß heuer a' B u a b 'n - ! a h r is?!"

Der Renommist.

„ . . . Vielen erotischen Volksstämmen, selbst den afrikanischen Negern, ist das Bier als erquickendes und berauschendes Getränk seit langem bekannt!"

„Geh'n S', schneiden S' net so auf! Wenn ma' Ihna zuhört, möcht' ma' glaub'n, daß S' wer weiß was vom Trinken verste'n — und derweil sind S' bei der ersten Halbe!"

Von kindlichen Gerechtigkeitsgefühl.

Warum liebt das Kind das Märchen so sehr? — Das hat natürlich ganz verschiedene Gründe, aber einer der wichtigsten ist sicherlich die im Märchen waltende und schließlich siegende Gerechtigkeit. Der böse Zauberer kommt zuletzt durch seine eigene Bosheit um, die Hexe wird verbrannt, und die verfolgte Unschuld gelangt endlich ausnahmslos zu Reichthum und Glück. Das aber ist es, was das Kinderherz beim Märchen so besonders anzieht; denn das Kind ist, mehr als wir Erwachsenen durchweg ahnen, überaus gerechtigkeitsliebend.

Dieses Verlangen nach Gerechtigkeit begleitet das Kind auch durch die ganze Schulzeit. Von allen meinen Lehrern schätzte ich als Kind nicht die kenntnißreichsten und nicht die mildesten am höchsten, sondern diejenigen, die uns besonders gerecht behandelten. Ein ungerechter Lehrer — mochte er sonst auch noch so viele gute Eigenschaften haben —, war für uns von vornherein erledigt.

Am energischsten äußert sich der Gerechtigkeitstrieb später im Jünglingsalter. Ich habe schon Fälle erlebt, wo er so heftig auftrat, daß er als Gerechtigkeitsfanatismus bezeichnet werden konnte.

Es gibt wohl keine Familie, wo die Eltern nicht hin und wieder mit dem Gerechtigkeitsgefühl ihrer Kinder in Konflikt kommen. Unter mehreren Geschwistern ist in der Regel auch eins, das sich gegen die andern zurückgesetzt glaubt. Entweder meint es, die Eltern hätten es nicht so lieb wie die übrigen Kinder, oder es fühlt sich auf andere Weise durch diese benachtheiligt. Vater und Mutter können in solchen Fällen nicht vorsichtig genug sein, sie sollten alles vermeiden, was auch nur als leise Ungerechtigkeit vom Kinde gedeutet werden kann. Das aber ist nur möglich, wenn die Eltern ihre Worte und Thaten ebenfalls von dem Standpunkt aus sehen und auffassen lernen, wie das Kind sie sieht.

Natürlich mögen auch genug Fälle vorkommen, wo ein Kind völlig im Recht ist, wenn es sich gegen seine Geschwister zurückgesetzt fühlt. In vielen Familien ist eines der Kinder der besondere „Vorzug" der Eltern, dessen Unarten gern beschönigt oder ganz übersehen werden und das bei jeder Gelegenheit über Gebühr gelobt und verhätschelt wird. Derartige Eltern begehen an ihren andern Kindern natürlich ein schweres Unrecht, dessen Folgen oft viel ernster sind, als man ahnt. Wer als Vater oder Mutter einem Kinde thatsächlich seine Liebe entzieht und sie einem andern dafür desto reichlicher schenkt, wer das eine Kind härter straft als das andere, das eine mehr lobt als das andere, der darf sich dann auch nicht wundern, wenn das absichtlich zurückgesetzte Kind lieblos wird, bald Haß und Neid gegen seine Geschwister empfindet und den Eltern heimlich oder offen die schwersten Vorwürfe macht.

Solche krasse Fälle verurtheilen sich ja von selbst, viel häufiger sind jedoch diejenigen, wo das Kind seine Eltern für ungerecht hält, ohne daß diese ihm bewußt Grund dazu gegeben haben. Natürlich braucht ein krankes Kind mehr Liebe und Pflege als ein gesundes, ein schwaches mehr Hilfe als ein kräftiges, aber das sieht gerade das gesunde und kräftige so schwer ein. Es fühlt sich leicht von seinen Eltern weniger geliebt. In solchen Fällen müssen Vater und Mutter durch verdoppelte Liebe und Fürsorge ihrem gesunden Kinde beweisen, daß es ihrem Herzen eben so nahe steht wie das kranke und schwächliche.

Leicht gerathen Eltern auch in den Verdacht der Ungerechtigkeit, wenn sie beim Schlichten von Zänkereien und Streitigkeiten unter den Kindern jeden Fall gewissenhaft untersuchen zu müssen glauben und dabei dann von ihrem Standpunkt als Erzieher aus über Recht und Unrecht aburtheilen wollen. Dabei geräth man leicht mit den ganz andern Anschauungen und Rechtsbegriffen der Kinder in Widerspruch. Was einem Erwachsenen als schweres Unrecht erscheint, erscheint dem Kinde oft als Nebensächlichkeit, und umgekehrt. Bei solchen Zänkereien sollten die Eltern grundsätzlich nicht den Schiedsrichter spielen wollen. Ein mildes Darüberhingehen oder ein allgemeines Urtheil, wie: „Ihr habt alle beide schuld!" erscheint mir in solchen Fällen das richtigste zu sein.

Viel ist immer schon dann gewonnen, wenn die Eltern bei passenden Gelegenheiten ihre Kinder davon zu überzeugen suchen, daß sie sich ernstlich Mühe geben, gerecht zu handeln und zu urtheilen.

Heinrich Scharrelmann.

Bei Parvenüs.

Er: „Wenn einmal geklingelt wird, hat der Diener zu erscheinen, zweimal: die Zofe, dreimal: die Köchin . . . Du wünschest die Köchin zu sprechen, liebe Rosalie — ich werde dreimal klingeln!"

Sie (vornehm): „Warum denn du? Wofür haben wir unser Personal, Moritz? . . . Klingle Du einmal, daß der Diener kommt und dreimal klingelt!"

Menschenkenner.

Verkäufer in einem Kleidergeschäft: „Ist der Anzugstoff für Ihren Gatten bestimmt, gnädige Frau, oder wünschen Sie etwas in besserer Qualität?"

Von der Milch.

Im allgemeinen wissen wir recht wenig über die Milch, die wir kaufen. Nur selten sehen wir den Mann, der sie uns liefert, niemals den Zwischenhändler, und der wirkliche Produzent, der Mann auf der Farm, ist uns so fern, daß wir die Milch beinahe als künstliche Produkt betrachten. Er mag sauber sein — aber vielleicht ist er auch das Gegentheil. Seine Ställe mögen tadellos, seine Kühe sauber, seine Angestellten sauber, seine Angestellten im äußersten Grade vorsichtig sein. Ebensogut aber mag er auch zu jenen gehören, die in all diesen Vorsichtsmaßregeln nur Zeit- und Geldverschwendung sehen.

Wir bezahlen unsere Gleichgültigkeit in diesen Tagen theuer genug. Wir zahlen in Schwindsucht, in Typhus, in Magenkrämpfen und anderen Krankheiten, die unsere Kinder, besonders im Sommer, heimsuchen.

Saubere Milch von sauberen Kühen aus sauberen Ställen in sauberen Kannen aufbewahrt, in sauberen Flaschen gefüllt, ist die wunderbarste aller Gaben der Natur.

Unsaubere Milch von ungesunden Thieren, oder verdorben durch schmutzige Umgebung und unvorsichtige Behandlung, ist ein Gift im schlimmsten Sinne des Wortes. Es ist keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß die Hälfte der 300,000 Säuglinge, die jedes Jahr sterben, durch unsaubere Milch erkrankte.

Neben den in aller rohen Milch enthaltenen Keimen, welche nach gewisser Zeit das Sauerwerden der Milch verursachen, kann Milch besondere Krankheitskeime in großen Massen beherbergen, wie etwa Schwindsucht, Typhus, Scharlach, Diphtheritis etc. Diese Keime kommen durch direkte oder indirekte Berührung mit erkrankten Personen in die Milch und bringen, wohin sie gelangen, Unglück und Verderben. Weiter können auch die verschiedensten Krankheiten, von denen auch die Kühe selbst befallen werden, weitergetragen werden. Die Maul- und Klauenseuche, Anthrax und die Tollwuth gehören dazu. Weiter aber hat auch die Wissenschaft jetzt endlich unleugbar nachgewiesen, daß die Rindertuberkulose auch auf Menschen übertragen werden kann.

Theilweise begegnet man diesem Uebel damit, daß man für das Kochen, das heißt Pasteurisieren, der Milch sorgt. Die Keime in der Milch werden dadurch getödtet und selbst unreine Milch dadurch ungefährlich gemacht. Obwohl dieses Verfahren zurzeit nothwendig ist, da eine strenge Kontrolle der Milchproduktion unter dem kapitalistischen Profitsystem kaum durchführbar ist, ist es keineswegs ein idealer Zustand. Denn nicht nur ist es unmöglich, durch das Kochen die unreinen Substanzen aus der Milch zu entfernen, sondern die Milch verliert auch durch diesen Prozeß einen bedeutenden Theil ihres Nährwerthes. Deswegen ist es bei Säuglingen, die nur von Milch leben, immer angebracht, rohe Milch zu kaufen. Später gebietet leider die Nothwendigkeit den Gebrauch des pasteurisirten Produktes, da rohe Milch für die beschränkten Mittel der Arbeiterfamilie zu theuer ist. Hier muß dann frisches Obst und Gemüse die der gekochten Milch fehlenden Lebenselemente ersetzen.

Ein paar Worte über den Genuß von Milch sollen hinzugefügt werden. Milch soll gegessen, nicht getrunken werden. Wie der Säugling beim Saugen nur kleine Quantitäten zurzeit in den Mund nimmt und durch die Saugbewegungen die Speichelabsonderung und somit die Verdauung der Milch befördert, soll auch der Erwachsene Milch in kleinen Schlucken und, wenn möglich, immer mit einem Stückchen Brot oder dergleichen, genießen. Wenn die Milch schnell getrunken wird, gerinnt sie im Magen zu großen festen Klumpen, welche sehr langsam verdaut werden. So mancher, der glaubt, Milch nicht vertragen zu können, wird finden, daß sie ihm, in vernünftiger Weise genossen, nicht die geringsten Beschwerden bringt. Die alte Speiseregel, die jedem verbietet, Milch und Fleisch zusammen zu genießen, beruht auf einer wissenschaftlich erwiesenen Thatsache. Es steht nämlich fest, daß der Magen zur Verdauung von Fleischspeisen eine bedeutend schärfere Magensäure produzirt als zur Zersetzung der leichteren Speisen. Wenn daher Milch zur selben Zeit genossen wird, wird diese durch den schärferen Magensaft in harte Klumpen gerinnen, während sie allein — oder auch zusammen mit Hülsenfrüchten und Gemüsen gegessen, zu weichen, kleinen Flocken gerinnt, die sehr schnell verdaut werden können.

Wo viel Milch getrunken wird, soll die Diät hauptsächlich aus Obst und Gemüsen bestehen, da Milch sehr viel Kalk und wenig Soda und Potasche enthält. Die letztgenannten Elemente sind aber in Obst und Gemüsen, besonders in der Kartoffel, reichlich vorhanden.

Eine ausschließlich Milch- und Getreidediät ist ebensowenig zu empfehlen. Bei kleineren Kindern wird dadurch Skorbut verursacht, da das Getreide die Körpersäure nicht genügend neutralisirt.

Verschnappt.

„Bitte, meine Herrschaften, treten Sie ein! Heute zum letztenmal: die zusammengewachsenen Drillinge! Benützen Sie diese Gelegenheit, meine Herrschaften! Es ist heute thatsächlich zum allerletztenmal! Morgen muß eine der Damen verreisen!"

Lloyd.

Wir hören in diesem Kriege so viel von „Lloyds" als dem Gradmesser der Gefährdung britischer Schiffahrt; daß es besonders zeitgemäß erscheinen mag, sich mit dieser so fremdländisch klingenden, aber überall eingebürgerten Bezeichnung etwas genauer zu befassen. Lloyd bedeutet ursprünglich nichts anderes als einen aus Wales stammenden und dort wie auch im übrigen Britenreich noch heute vielfach vorkommenden Familiennamen. Der Buchstabe 's weist nur auf die Weß-Form hin und zu ergänzen ist „Kaffeehaus". Ende des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhundert wurden auch in England zahlreiche solcher zur Verabreichung des neu eingeführten Bohnentrankes dienende Häuser eröffnet. Darunter befand sich auch das von Eduard Lloyd in London in Tower Street begründete Kaffeehaus, das in der Nähe des Hafens gelegen und von seinem Inhaber mit allen möglichen Schiffahrtsnachrichten versehen, alsbald ein besonderer Versammlungsplatz für Reeder, Seeleute und Spediteure wurde, die hier ihre Geschäfte abschlossen. Im Jahre 1696 gab der unternehmende Kaffeehausbesitzer sogar schon eine Zeitschrift heraus — wenn es auch nur eine geschriebene war — die in seinem Haase auslag, die aber, im nächsten Jahre, da er sich unterstanden hatte, darin einige — damals noch nicht erlaubte — Mittheilungen über die Verhandlungen im Hause der Lords zu machen, als staatsgefährlich unterdrückt wurde und erst 1726 unter dem Namen Lloyd's List, und nun gedruckt, wieder herauskam. Sie besteht bis auf diesen Tag und ist, nächst der offiziellen London Gazette, die älteste Zeitung Englands.

Im Laufe der Zeit schlossen sich die Besucher des Kaffeehauses enger an einander an, und die neue Vereinigung, die immer noch auf alles, was die Seefahrt betrifft, ihr Augenmerk richtete, widmete sich vor allem der Versicherung von Schiffen und ihrer Ladung. Wie in der Entwicklung des britischen Geschäftslebens deutsche Männer so vielfach sich hervorgethan, so war es auch ein — aus Riga gebürtiger — Deutscher Namens Angerstein, der in der Neugestaltung der Dinge die führende Kraft war. Im Jahre 1771 zog die Vereinigung in die stattlichen Räume der Royal Exchange ein, aber ihre offizielle Bezeichnung blieb auch da Lloyd's — und es ist bis auf diesen Tag geblieben — mit seiner Weß-Fall-Form; und zu ergänzen ist eben immer noch Kaffeehaus.

Es hat ungefähr 600 Zugehörige aufzuweisen, die in althergebrachter Weise auf eigene Hand Versicherungen abschließen. Daneben gibt es aber auch noch größere Gesellschaften, die Versicherungen vornehmen. Wer dem Kaffeehaus beizutreten wünscht, muß von vier Mitgliedern eingeführt werden und als Sicherheitsgewährung einen Betrag von einigen tausend Pfund Sterling hinterlegen. Darnach kann er so viel Versicherungen übernehmen, wie er will und — erhalten kann. Thatsächlich ist der Antheil eines einzelnen „Underwriters" bei jeder Versicherung aber sehr beschränkt und übersteigt selten ein Wagniß von hundert Pfund Sterling. Es ist eben Sache der Makler, für jede einzelne Versicherung so viel Unterschriften zusammenzubekommen, wie der Gesammtbetrag der Versicherungssumme erfordert, was unter gewöhnlichen Umständen leicht genug ist, indem sich eben alles nach gewissen feststehenden Formen und Sätzen vollzieht.

Ganz anders steht die Sache natürlich in unruhigen Zeiten, wie in diesem Augenblick, wo britische Schiffe durch deutsche Unterseeboote so arg gefährdet werden. Da mag es denn wohl einigermaßen beachtenswerth sein, was die Herren von Lloyd's darüber denken, die für ihre Ansichten mit ihrem Gelde einstehen müssen und die ihre Versicherungs-Prämien einmal von einem Tag zum andern von ¾ v. H. auf 2½ v. H. emporschnellen ließen. Freilich, wie man den Stand der Börse nicht immer zutreffend als eine verläßliche Beurtheilung der politischen Sachlage bezeichnet, die Börse in ihrem zaghaften Auf und viel schleunigeren Ab oftmals vielmehr der übertriebenen Aengstlichkeit einer zaghaften alten Dame ähnelt, so haben auch die erfahrenen Geschäftsleute von Lloyd's in der Abmessung der drohenden Gefahr vor anderen Menschen nichts voraus. Möglich ist es natürlich, daß auch sie bereits zu zaghaft sich erwiesen, ebenso möglich aber auch, daß sie sich noch in übertriebenem britischen Selbstvertrauen wiegen — einstweilen noch. (N. Y. Staatszeitung.)

Gefährlich.

Herr (der bei einem Freunde zu Besuch ist, als sich eben ein Stubenmädchen vorstellte): „Ja . . . warum hast Du dieses fesche Stubenmädchen nicht genommen?!"

Freund: „O, da ginge mir meine Alte heuer nicht in die Sommerfrische!"

Der Gelehrte.

Es war ein Philosoph, so klug,
So weltfremd wie gelehrt;
Der hat geschrieben ein dickes Buch,
Wie man die Liebe erklärt.—

Als einsam er in's Alter fährt,
Sprach er im Wehmuthston:
„Ich habe die Liebe so vielen erklärt,
Anstatt nur einer Person!"

Oft zeigt's die Miene: jemand hütet ein wichtiges Geheimnis, das er gern verrathen möchte.